
Kindliche Angewiesenheit und elterliche Generativität

Subjekt- und kulturtheoretische Perspektiven

Vera King

1 Kindheit als Gegenstand der Forschung

Alltägliche Vorstellungen von Lebensphasen wie Kindheit, Jugend oder Erwachsensein sind soziale Konstruktionen, wie in der sozial- und erziehungswissenschaftlichen Forschung auf vielfältige Weise betont wurde. Sie repräsentieren sozial Hergestelltes und Übereinkünfte, die historisch und kulturell variieren, und müssen aus wissenschaftlicher Sicht in ihrer Konstruiertheit als solche erkennbar gemacht werden. Dies erscheint für das Thema Kindheit umso wichtiger, insofern sich immer dort, wo es um Natürliches zu gehen scheint, etwa um Körper oder Geschlecht, um Kindheit und Mutterschaft, rasch und wirkmächtig Alltagsvorstellungen durchsetzen, die das Soziale als festgelegt und unveränderlich deklarieren. Entsprechende Analysen der Kindheitsforschung zeigen eindrücklich, in welch hohem Maße die Vorstellungen von dem, was Kindheit ist, was Kinder sind oder sein sollen, brauchen, können und dürfen, geprägt sind von den jeweiligen spezifischen Annahmen, Normierungen oder Ideologemen, wie sie für bestimmte Zeiten, gesellschaftliche Bedingungen und soziale Felder typisch sind (Kelle/Tervooren 2008). Die generationalen Verhältnisse sind überdies gekennzeichnet durch Machtrelationen und eingebettet in soziale Ungleichheiten bezüglich Geschlecht oder Klasse und Milieu. Es gilt in diesem Sinne, generationale Ordnung als „verhandelte Ordnung, als *negotiated order* (im Sinne von A. Strauss) und als deren ständiges weiteres Bearbeiten, als prozessuales Ordnen erkennbar zu machen“, so Bühler-Niederberger (2005: 18). Ein entsprechend differenzierter Zugang besteht zum Beispiel darin, in der empirischen Forschung Prozesse und Varianten des *doing generation* zu erhellen, etwa in sog. Kinder-, Jugend- oder Erwachsenenkulturen, sowie die verinnerlichten Deutungsmuster in der „gelebte(n) Ordnung der Generationen“ aufzuzeigen (Kelle 2005: 103). Und indem „Praktiken der Unterscheidung zwischen Kindern und Erwachsenen“ nachgezeichnet (Honig 2009: 51; Prout 2011), aber auch die Wandlungen und Kontinu-

itäten von Bedingungen des Aufwachsens über mehrere (zum Beispiel familiäre) Generationen rekonstruiert werden (Ecarius 2002), können Kindheits-Diskurse und Narrative im Kontext praktischer Bedingungen von Lebensphasen erfasst werden. Übergreifend sind Alltagsauffassungen zu sozialen Phänomenen und Praktiken, von Bourdieu bezeichnet als „Prä-Konstruktionen“ des *common sense* (vgl. Bourdieu et al. 1991: 271ff.; Bourdieu/Wacquant 1996: 269), in Bezug auf Unterscheidungen von Generationen und Lebensphasen zu analysieren und zu de-konstruieren – u. a. auch um Zugang zu Veränderungspotenzialen zu bekommen. Das heißt: Eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Kindheit, aber auch mit Konzepten etwa des ‚autonomen Kindes‘, des ‚kompetenten Kindes‘ oder des ‚vulnerablen Kindes‘ muss sich von den Präkonstruktionen des *common sense* zu lösen bemühen, die, wie Bourdieu immer wieder betont, auch in wissenschaftliche Diskurse einfließen und allzu selbstverständlich erscheinen.

Eine weitere Steigerung der Komplexität ergibt sich allerdings aus der Herausforderung, an diesem Punkt nicht stehen zu bleiben, sondern die *konstitutions-theoretische Dimension des Generationalen* systematisch mit einzubeziehen. Oder anders formuliert – aus einer konstitutionstheoretischen Perspektive gilt es mit zu berücksichtigen, welchen strukturellen Herausforderungen der *condition humaine* die jeweilige generationale Ordnung eine kulturell variierende historische Form gibt. Denn Menschen sind endlich und neue werden geboren. Das Fortbestehen des Kulturellen über die Endlichkeit ihrer einzelnen Mitglieder hinaus wird ermöglicht und reguliert durch Formen von Weitergabe und Sorge zwischen Älteren und Jüngeren sowie – insbesondere deutlich in der Moderne – über das Zulassen von Veränderung und der Entstehung des Neuen in der Folgegeneration. Jegliche Kultur basiert insofern auf generativen und generationalen Strukturen. In diesem Sinne kann generationale Ordnung nicht auf soziale Konstruktionen oder Ideologien reduziert werden – auch wenn wiederum die Gestaltungen der Generationenverhältnisse oder die Vorstellungen dazu, was unter Erwachsensein, Kindheit oder Jugend verstanden wird, welche Rechte und Pflichten mit Lebensphasen verbunden sind, in hohem Maße variabel sind. Die strukturellen Herausforderungen und Merkmale des Generationalen, wie sie mit Natalität und Vergänglichkeit, also mit Leiblichkeit, Geburtlichkeit und Sterblichkeit verbunden sind, müssen ebenso mitgedacht werden wie die jeweilige, historisch variierende gesellschaftliche Praxis und kulturelle Ausgestaltung.

Ein weiteres Moment, das die generationalen Verhältnisse prägt, ist das, was als menschliche Frühgeburt bezeichnet wird, die vergleichsweise lange Angewiesenheit des kleinen Menschen auf Schutz und Versorgung durch elterliche Figuren oder nährenden und fürsorglichen Bezugspersonen. Unter ‚Vulnerabilität‘, dem zentralen Thema dieses Bandes, wird hier eine „konstitutionelle Versehrbarkeit“ (Brumlik

2000: 207) verstanden, eine grundlegende Dimension und Folge der leiblichen und psychischen Bedürftigkeit, wie sie mit den spezifischen Bedingungen des menschlichen Auf-die-Welt-Kommens und Heranwachsens verbunden ist. Sie gründet in der durch das „Faktum der Geburtlichkeit, der Kindlichkeit und der zwischenmenschlichen Abhängigkeit geprägten Existenzweise der menschlichen Gattung“ (Brumlik 2006: 38). Diese frühe Heteronomie geht einher mit gesteigerter Verletzlichkeit, die durch wachsende Autonomie im Verlauf des ‚Größerwerdens‘ kompensiert, aber niemals grundlegend aufgehoben wird. Sie ist nicht nur Merkmal der Kindheit, sondern Merkmal der menschlichen Existenzweise¹.

In diesem Beitrag geht es bei der Diskussion kindlicher ‚Vulnerabilität‘ insofern nicht in einem klinischen oder diagnostischen Sinne um spezifische Prädispositionen eines Kindes, verschiedene Erlebens- und Verhaltensstörungen zu entwickeln, und auch nicht um die Gleichsetzung von Vulnerabilität mit kind- oder umweltbezogenen Risikofaktoren. Ausgangspunkt ist vielmehr die basale Angewiesenheit, mit der lebensgeschichtlich konstitutiv eine Asymmetrie zwischen den Generationen, zwischen Erwachsenen und den neu geborenen und heranwachsenden Kindern verbunden ist. Wie lange diese Asymmetrie währt, wie sie im Detail zu verstehen ist und was aus ihr folgt, wird wiederum kulturell unterschiedlich interpretiert und gestaltet. Ebenso unterscheiden sich die Praktiken der Fürsorge und kulturellen Berücksichtigung der kindlichen Angewiesenheit², die als Varianten generativer Ermöglichungs- (oder eben Verhinderungs-) Bedingungen für kindliche Entwicklung bezeichnet werden können.

Diese Ermöglichungsbedingungen, die im Folgenden genauer betrachtet werden, können sowohl subjekttheoretisch als auch gesellschafts- oder kulturtheoretisch akzentuiert werden. Beides steht in Wechselwirkung: Gesellschaften sind für ihre Reproduktion und Veränderung, Individuen sind für ihre Entwicklung auf konstruktive Ermöglichungsbedingungen des Heranwachsens angewiesen. Wie und in welchem Ausmaße das geschieht, ist offenkundig variabel. Was wiederum nicht bedeutet, dass alle kulturellen Variationen, die wir kennen, gleichermaßen produktiv oder Verletzlichkeit berücksichtigend sind oder gleichermaßen funk-

-
- 1 Wie Micha Brumlik hervorhebt, ist diese Angewiesenheit nicht allein kennzeichnend für kindliche Entwicklung, sondern färbt auch die spätere oder ‚erwachsene‘ psychische Existenz mit ein, insofern etwa „Gefühle des Erwachsenenlebens auch in der Kindheit begründete Reaktionen oder Bestrebungen“ (Brumlik 2006: 39) darstellen, ohne dass, wie betont wird, diese Einsichten kehrseitig einer Vorstellung von Freiheit und Verantwortung entgegenstehen müssten (ebd. 43).
 - 2 Bekanntermaßen haben etwa Ariès (1978) oder de Mause (1989) unterschiedliche Schlussfolgerungen daraus gezogen, wie diese Asymmetrie in der Geschichte der Kindheit kulturell gedeutet und gehandhabt wurde.

tional für Prozesse der Individuation oder Autonomisierung. Nicht alle sozialen Bedingungen sind günstig für die verschiedenen Facetten des individuellen und intersubjektiven Neubeginns, wie er mit der Geburt von Kindern und mit Kindheit verbunden ist. Dazu einige Anmerkungen in Anknüpfung an Hannah Arendts Blick auf die Geburtlichkeit, die Natalität als Moment der *condition humaine* und Movens des Kulturellen gefasst hat.

2 Natalität, Generativität und Ambivalenz

Mit „der Geburt eines Menschen (beginnt) nicht nur eine andere, sondern eine neue Lebensgeschichte verbunden „mit der Hoffnung ... dass ein ganz Anderes die Kette der ewigen Wiederkehr zerbricht ... Der Neubeginn, der mit jeder Geburt in die Welt kommt, kann sich in der Welt nur darum zur Geltung bringen, weil dem Neuankömmling die Fähigkeit zukommt, selbst einen neuen Anfang zu machen, d. h. zu handeln“. Mit diesen emphatischen Worten beschrieb Hannah Arendt in ihrem Buch *Vita activa oder Vom tätigen Leben* (1959: 15f.) den spezifischen Einschnitt in den Ablauf der Geschichte, den jede Geburt eines Kindes – als Potenzial – bezeichnet. Arendt umriss dieses Potenzial, das darin besteht, den unverfügbaren Anfang des Geborenwerdens in eine eigene Lebensgeschichte und eigenes Tun zu verwandeln³. Der Neuankömmling bringt sich in der Welt zur Geltung, indem er sich das Unverfügbare anzuverwandeln und sich handelnd zu individuieren sucht. Anverwandlung des unverfügbaren Anfangs heißt: das Geboren-werden, das jedem Kind zunächst einmal „zugestoßen ist“, über das es nicht bestimmen konnte, wie es Bruno Waldenfels (2000) betont hat⁴, dieses

3 Im Rahmen dieses Beitrags geht es nicht um eine ausführliche Auseinandersetzung mit Hannah Arendt (vgl. dazu z. B. Brumlik 2000 sowie entsprechende Bezüge in Brumlik 1998). Es sei lediglich darauf verwiesen, dass ihre Betonung der Geburtlichkeit häufig rezipiert wird, gerade weil Hannah Arendt, bezogen auf das Thema der „Natalität, der Geburtlichkeit“, „eine der wenigen (ist), die sich zu diesem Thema geäußert haben“ (Waldenfels 2000: 301), in diesem Sinne als eine bemerkenswerte „Ausnahme“ gelten kann (Habermas 2005: 101), insofern in der Philosophie die Bedeutung des „unverfügbaren Anfangs“ (ebd.) bezogen auf menschliches Handeln „selten thematisiert“ wurde (Habermas 2005: 101). Eine systematisch entfaltete Ausdifferenzierung der Bedeutung von Natalität im Kontext einer subjekt- und kulturtheoretischen Konzeptualisierung der Generationenverhältnisse stand gleichwohl nicht im Zentrum von Arendts Analysen.

4 „Zuerst bin ich leiblich da, auf die Welt gekommen als Kind von Eltern. ... Dies verweist asymptotisch auf das Grundfaktum der Geburt, das seinerseits wiederum auf Andere verweist, von denen ich gezeugt, geboren und aufgezogen wurde...

„Ins-Leben-Geworfensein“ kann im Verlauf des Größerwerdens anverwandelt werden in den Neubeginn einer Geschichte, die seine eigene wird. Und damit auch eine potenziell ‚ganz andere‘ als bisherige Lebensgeschichten. In Begriffen der zeitgenössischen Kindheitsforschung könnte man geradezu sagen: Arendt verdichtete darin eine zugleich akteurszentrierte und generationsbezogene Perspektivierung, insofern es um das verändernde Handlungspotenzial des Neuankömmlings und somit auch um die Erzeugung von Neuem in der Generationengeschichte geht (von dem sie hier voraussetzen schien, dass es ‚erhofft‘ würde). Wie Micha Brumlik in einer kritischen Akzentuierung darauf bezogen herausgestellt hat, kann dieser Neubeginn allerdings nur dann gelingen, wenn die Neuankömmlinge in „einem gewissen Ausmaß auf das Fortbestehen und die Verlässlichkeit dieser Welt, in der sie sich zur Geltung bringen wollen und sollen, vertrauen können“ (Brumlik 2000: 201). Und er gelingt nur dann, wenn die in vielerlei Hinsichten heteronomen und daher schutzbedürftigen Neuankömmlinge nicht in ihrer Integrität verletzt werden. Menschen sind verletzbar durch andere, eben aufgrund der unhintergebar „intersubjektiven Verfasstheit der Angehörigen der Gattung Mensch“, aufgrund des Faktums, dass „Menschen sich prinzipiell zur Sicherung ihrer Lebensumstände nicht selbst genügen können – was für jene Menschen, die noch nicht einmal jenes geminderte Maß an wechselseitiger Abhängigkeit und relativer Autonomie erreicht haben, das dem Erwachsenenstatus zugeschrieben wird, in besonderem Maße gilt: für Babys, Kinder und Heranwachsende“ (Brumlik 2000: 200f.).

Die „Verletzbarkeit des Einen durch den Anderen“ resultiert, wie es Jürgen Habermas akzentuierte, aus einer für menschliche Entwicklung charakteristischen Abhängigkeit vom Anderen und wird eben deshalb als spannungsreich und ambivalent erlebt. Denn die „Person ist Verwundungen in den Beziehungen am schutzlosesten ausgesetzt, auf die sie zur Entfaltung ihrer Identität und zur Wahrung der Integrität am meisten angewiesen ist“ (Habermas 2005: 63). Das Kind kann sich daher auch in primären Beziehungen von denen, die es verletzen oder verletzt könnten, nicht einfach nur abwenden. Um sich individuierend lösen und relative Autonomie erlangen zu können, bedarf es vorgängiger Zuwendung, Empathie und Anerkennungserfahrungen seitens der Eltern oder primären Bezugspersonen. Das Kind, das sein eigenes Werden und Tun zur Geltung bringt, bewegt sich unausweich-

...gerade dieses Grundereignis ist nicht einfach mein eigenes, sondern hat schon bestimmte Züge der Fremdheit an sich. Die Geburt ist etwas, das mir zugestoßen ist, ein Ereignis, an dem Andere schon beteiligt waren. Später wiederholt sich dieses Ereignis“, wie Waldenfels ausführt, auch auf der Ebene symbolischer Bezogenheit und Zuordnungen (Waldenfels 2000: 305f.; vgl. dazu ausführlicher King 2002/2013: Kap. VI.1).

lich in dieser Spannung von Angewiesenheit und Eigensinn⁵. Und diese Relation von Angewiesenheit und Eigensinn verändert sich in ihrer Form und Balance im Verlauf des Heranwachsens von der Geburt bis zur Adoleszenz. Es bedarf dafür wiederum eines Schutzes oder besser: eines generativen Raums der Ermöglichung. Zumal das Neue und eben im weiteren Sinne des Wortes *Eigen-Sinnige* des Neuankömmlings seinerseits keineswegs durchgängig erwartungsfroh aufgenommen wird, also keineswegs immer oder gar eindeutig mit einer „Hoffnung“ verknüpft ist, wie es Arendt poetisch formulierte, dass ein „ganz Anderes die Kette der Wiederkehr zerbricht“ (Arendt 1959: 15). Die Ankunft des Neuen ist vielmehr stets auch von Ambivalenzen im Generationenverhältnis begleitet; Ermöglichung von Neuem bedarf daher auch des nicht (nur) destruktiven, sondern überwiegend konstruktiven Umgangs mit Ambivalenzen seitens der ‚Erwachsenen‘.⁶

Dabei verändern sich die Beweggründe für intergenerationale Ambivalenzen und ihre potenziellen Folgen (Lüscher/Hoff 2012) gleichfalls im Verlauf der Ontogenese. Intergenerationale Ambivalenz im Verhältnis zu einem Neugeborenen stellt sich beispielsweise anders dar als im Verhältnis zu einem herangewachsenen Adoleszenten. Betrachten wir die psychosoziale Ebene der Familie, so rühren Ambivalenzen bei der Geburt eines Kindes, markant insbesondere des ersten Kindes, u. a. daher, dass die psychosozialen und praktischen Lebensumstände in einem umfassenden Sinne umgestaltet werden. Etwa in Richtung dessen, was man in kritischer Erweiterung von Sterns Konzept der „Mutterschaftskonstellation“ (Stern 1995) als eine „Elternschaftskonstellation“ (King 2010b) bezeichnen könnte: Die zu lösende generative Anforderung besteht dann darin, eine Konstellation herzustellen, die es ermöglicht, ein Kind, das allein in seiner leiblichen Integrität noch hochgradig verletzbar ist, zu begleiten und sein Gedeihen im weitesten psychophysischen Sinne zu fördern. Dies vollzieht sich im Übergang zur Elternschaft vielfach mit erheblichen Verschiebungen der Beziehungs- und Identitätsgestaltungen, der Lebens- und Zeitpraxis, die konflikt- und krisenanfällig sind. Die Art der praktischen, psychischen und sozialen Bewältigung dieser Veränderungen, die Neukonstellation der Beziehungen und Lebenspraxis, der elterlichen und berufsbezogenen Identitätsaspekte infolge der

5 Vgl. dazu auch den Begriff des ‚Neubeginns‘ bei Balint (1969), der die intersubjektive Dimension betont.

6 Aus kulturanalytischer Sicht geht es überdies um eine Bewältigung der Ambivalenz seitens der gegenwärtigen „Kulturträger“ im Verhältnis zu den heranwachsenden „neue(n) Kulturträger(n)“ (Mannheim: 1928: 175). Zur Diskussion von Mannheims Konzeption der Generationsabfolge und seiner Bedeutung für einen konstitutionstheoretischen Begriff der Jugend oder Adoleszenz vgl. King (2002/2013 und 2010a).

Geburt eines Kindes schafft ein je spezifisches, idiosynkratisches⁷, zugleich kulturell geprägtes Szenario, eine Art psychosoziale Matrix für die Identitätsentwicklung des Kindes, das eben unter solchen und keinen anderen Voraussetzungen heranwächst.

Am Ende der Kindheit wiederum, in der Adoleszenz, rücken die groß gewordenen Kinder selbst an die Erwachsenenpositionen heran. Die Herangewachsenen können die Erwachsenen und ihre Lebensentwürfe auf eine neue Weise validieren oder infrage stellen und eigene Entwürfe generieren. Auch hier entsteht die Konstellation, dass die Adoleszenten von jenen, von denen sie sich lösen, noch abhängig sind. Dies erscheint oft weniger offenkundig, da die Angewiesenheit von allen Beteiligten stärker negiert oder sogar verborgen wird. Die Verletzbarkeit der Heranwachsenden liegt nun auf anderen Ebenen. Die Geburt und die Adoleszenz rahmen gleichsam die Kindheit mit ihren verschiedenen Bewegungen der Anpassung an Gegebenes und dem Einschlagen eigener Wege, des Lebens und der Auseinandersetzung mit Gleichaltrigen sowie mit generational Anderen. Der Neubeginn, wie er erst mit der Geburt und dann der oft so genannten ‚zweiten Geburt‘ der Adoleszenz verknüpft ist, stellt sich unterschiedlich dar. In jedem Fall ergeben sich Herausforderungen an die generative Ermöglichung, an den Schutz vor Verletzungspotenzialen und die Bewältigung von Ambivalenzen.

Intergenerationale Praktiken und kulturelle Institutionen der Sorge und Fürsorge sind dabei, so sollte bereits deutlich geworden sein, ganz allgemein konstruktive Antworten „auf Abhängigkeiten und Angewiesenheiten, die in der Unvollkommenheit der organischen Ausstattung und der fortbestehenden Hinfälligkeit der leiblichen Existenz (besonders deutlich in Phasen von Kindheit, Krankheit und Alter) begründet sind“ (Habermas 2005: 62f.). Indem über intergenerationale Praktiken, Haltungen und Institutionen konstruktive Formen der Sorge und Fürsorge entfaltet sowie Ambivalenzen und destruktive Potenziale ‚austariert‘ oder bewältigt werden, stellen sie generative Bedingungen der Ermöglichung des Aufwachsens in einer Kultur her. Sie schaffen die Möglichkeit des Fortbestands sowie der Erneuerung der Kultur über die individuelle Endlichkeit der Einzelnen hinaus. Man könnte auch sagen: sie stellen kulturelle und intersubjektive Antworten dar sowohl auf die mit der *condition humaine* verbundene Geburtlichkeit und Vergänglichkeit, auf Natalität und Sterblichkeit, als auch auf die basale Verletzbarkeit.

7 D.h.: von den Biographien und Familiengeschichten der Eltern sowie den damit verbundenen spezifischen psychischen und sozialen Dispositionen geprägt.

3 **Figurationen der Generativität – kulturelle und intersubjektive Bedingungen der Ermöglichung des Heranwachsens der Folgegeneration**

Im nächsten Schritt werden verschiedene Dimensionen des hier entfalteten Verständnisses von Generativität subjekt- und kulturtheoretisch differenziert. Welche Thematisierungen der intersubjektiven Bedingungen der Ermöglichung des Gedeihens von Kindern finden sich in Entwicklungstheorien? Welche unterschiedlichen Akzente wurden und werden dabei gesetzt – auch mit Blick auf die mit Generativität konstitutiv verbundenen Ambivalenzen? Und an welche kulturanalytischen Perspektiven kann angeknüpft werden? Auch aus kulturtheoretischer Sicht gilt es bei der Analyse und Konzeption generativer *Ermöglichung* ebenfalls die damit verbundenen Hindernisse und Brüche zu berücksichtigen. So wird die Ermöglichung des Heranwachsens der Folgegeneration prinzipiell verstehbar als eine Art *Brücke*, die den Bruch „überspannen“ kann (Koselleck 2000: 108), der mit der *Generationsabfolge* konstitutiv verbunden ist. Denn generationale Linien sind charakterisiert, wie es Karl Mannheim (1928) auf den Punkt gebracht hatte, durch den – potenziell ambivalent und konflikthaft erfahrbaren⁸ – stets aufs Neue stattfindenden generationalen Wechsel zwischen ‚früheren‘ und ‚neuen‘, zwischen ‚gegenwärtigen‘ und ‚kommenden‘ „Kulturträgern“ (1928: 175). Der Historiker Reinhart Koselleck betont (2000), dass diese generationalen Wechsel, die eben immer auch Brüche beinhalten, kulturell gestaltet werden müssen. Diese Perspektive wird noch genauer zu betrachten sein. Es kann bereits betont werden, dass die Frage danach, auf welche Weise diese Brüche in der *kontinuierlichen Diskontinuität* des fortlaufenden Generationenwechsels ‚überspannt‘ werden können, einen kulturtheoretisch enorm bedeutsamen, (nicht nur mit Blick auf ökologische Fragen) äußerst aktuellen, wenngleich vielfach unterbelichteten Aspekt der kulturellen Entwicklung metaphorisch verdichtet. Geht es doch im Kern um die Frage, *welche Verhältnisse und Bedingungen in der Generationsabfolge im Besonderen und in einer Kultur im Allgemeinen geschaffen werden, um das Leben der Folgegenerationen konstruktiv zu ermöglichen*. Mein Vorschlag ist überdies, anknüpfend an Norbert Elias Begriff der Figuration (1920), von historisch und kulturell variierenden *Figurationen von Generativität* – also von Konstellationen der Ermöglichungsbedingungen des Aufwachsens zu sprechen.

8 Vgl. Fn. 6.

Entwicklungstheoretische Thematisierungen elterlicher Generativität

Wie wurden diese Konstellationen im Rahmen der Entwicklungsforschung thematisiert? In der Alltagssprache, aber auch in Kontexten wie jenen der demographischen Forschung, wird Generativität zeitgenössisch häufig in einem reduzierten Sinne, nämlich der Fortpflanzung verwendet. Dabei gab es in verschiedenen Disziplinen der Humanwissenschaften wichtige disziplinäre Erweiterungen. Bekannt wurde zunächst Eriksons (1959) Verwendung dieses Begriffs in seinem Modell des Lebenszyklus und der mit dem Lebensverlauf verbundenen psychischen Anforderungen und Krisenpotenziale. Erikson hat, wie man es formulieren könnte, den Begriff der Generativität auch zur Charakterisierung von ‚Erzeugerschaft‘ und einer Fähigkeit zur Sorge für das Hervorgebrachte im übergreifenden kulturellen Sinne benutzt. Führt man diesen Gedanken weiter, dann kann der Begriff der Generativität eine *psychische oder psychosoziale Elternschaft* bezeichnen, die sich nicht nur auf das Verhältnis zu eigenen Kindern reduziert, sondern übergreifend eine Haltung der kreativen Wirkmächtigkeit, der Fürsorge und Verantwortung für etwas oder andere umfasst. Bezogen auf die Nachkommen bedeutet generativ zu sein zunächst ganz allgemein, Bedingungen herzustellen, die, wie bereits angedeutet, das Gedeihen und psychische Wachstum von Kindern, Jugendlichen oder des Nachwuchses im weitesten Sinn ermöglichen. Entwicklungspsychologie oder sozialisations- und entwicklungstheoretische Forschungen haben sich diesem Thema allerdings lange Zeit erstaunlich wenig und insbesondere *wenig systematisch* gewidmet. So handelt es sich beispielsweise bei dem breit rezipierten Konzept der Entwicklungsaufgaben von Havighurst (1948), bis heute vielfach variiert und ergänzt, aus der hier ausgeführten Sicht zumeist um eine gleichsam ‚halbierte‘ Perspektive, die die generationalen Bedingungen der Ermöglichung von Entwicklung ausspart. Demgegenüber gilt es, der komplementären Frage konsequent nachzugehen, nämlich der Frage, wie *der Beitrag der jeweils erwachsenen Generation* zur Lösung der zu bewältigenden Anforderungen aussieht. Auch die Frage, mit welchen *typischen Ambivalenzen, Hindernissen und Misslingenspotenzialen* wir es in Bezug auf generative Fähigkeiten zu tun haben, ist kaum differenziert einbezogen worden. Entwicklungsaufgaben sollten – ebenso wie die typischen Hindernisse für ihre Bewältigung – auch intergenerational gefasst werden.

Empirische Studien und darauf bezogene intersubjektiv orientierte Theoreme, die sich im weitesten Sinne und in unterschiedlichen Theorie- und Begriffstraditionen mit dem Beitrag der erwachsenen Generation zum Gedeihen der Nachkommen befassen, finden sich zum Beispiel in der Familienentwicklungsforschung, in der Psychoanalyse und in der Bindungsforschung. Die Bindungstheorie hat über das Konzept der Feinfühligkeit den förderlichen elterlichen Beitrag zur kindlichen Ent-

wicklung akzentuiert, jedoch lange Zeit ausschließlich auf die Mutter bezogen, und überdies die Gründe für mangelnde Feinfühligkeit in der Eltern-Kind-Beziehung zunächst kaum einbezogen. Die psychoanalytische Theorie bietet auch Zugänge zu der Frage, welche Schwierigkeiten sich der psychischen Übernahme einer elterlich-fürsorglichen oder feinfühligten Haltung potenziell entgegenstellen können. Zugleich fällt auf, dass in den klassischen psychoanalytischen Perspektivierungen die (ödpale) Generationenspannung noch weitaus häufiger aus der Sicht des Kindes oder mit Blick auf die psychischen Anforderungen, die sich dem Kind stellen, formuliert worden ist als mit Blick auf die komplementären Anforderungen, die die Eltern zu bewältigen haben.

Konzeptuelle psychoanalytische Ansatzpunkte, die generative Bedingungen für kindliches Gedeihen thematisieren, stellen zum Beispiel Winnicotts (1958) ebenso schlichte wie prägnante Formulierung von der *good enough mother* dar oder auch Bions (1961) Überlegungen zum *containing*. Eine Konzeptualisierung des folgenreichen elterlichen Beitrags zur Affektregulation des Kindes und der damit verbundenen Entwicklungspotenziale (z. B. der Mentalisierungsfähigkeiten) bieten Fonagy et al. (2002). Stern (1995) akzentuierte, darin ähnlich wie Winnicott, mit dem erwähnten Konzept der ‚*motherhood constellation*‘ die psychische Verfassung der Mutter, die das Gedeihen des Kindes ermöglicht, und bezog in einigen Hinsichten auch die Frage mit ein, mit welchen typischen Krisen und Konflikten diese generative Konstellation verbunden sein kann, während er die Rolle der Väter geringer veranschlagte. Dem widersprechen wiederum rezente intergenerational ausgerichtete Ansätze, die gerade auch die Wandlungen der Väterlichkeit (z. B. Dammasch/Metzger 2006, Flaake 2011), aber auch die Probleme im Übergang zur väterlich generativen Position (vgl. Garstick 2013) und die triadische Struktur der gedeihlichen primären Interaktionen betonen (vgl. von Klitzing 2002). Hinweise auf die generative Bedeutung der Eltern-Kind-Interaktion geben auch Konzepte zur Entwicklung sozialer Kognition oder sozial-kognitiver Entwicklung (Tomasello 1995). Andere Beispiele lassen sich finden, übergreifend ist jedoch in vielen Bereichen der Entwicklungsforschung die Ausarbeitung der generativen psychischen Voraussetzungen und elterlichen Ermöglichungen des Gedeihens der Nachkommen häufig weniger ausdifferenziert als die sog. Entwicklungsaufgaben der Kinder. Dabei zeigen gerade auch zeitgenössische Forschungen, dass sich die Qualität der Eltern-Kind-Beziehungen auf die kindliche und spätere Entwicklung über „embodied memories“ nachhaltig auswirkt (Leuzinger-Bohleber/Haubl/Brumlik 2006). Die „frühen Beziehungserfahrungen ... erhalten sich im Sinne des Embodiments im Körper. Dadurch bestimmen sie späteres Denken, Fühlen und Handeln grundlegend“ (Leuzinger-Bohleber/Pfeiffer 2013: 20).

Vulnerable Kinder

Interdisziplinäre Annäherungen

Andresen, S.; Koch, C.; König, J. (Hrsg.)

2015, VI, 239 S. 4 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-07056-4